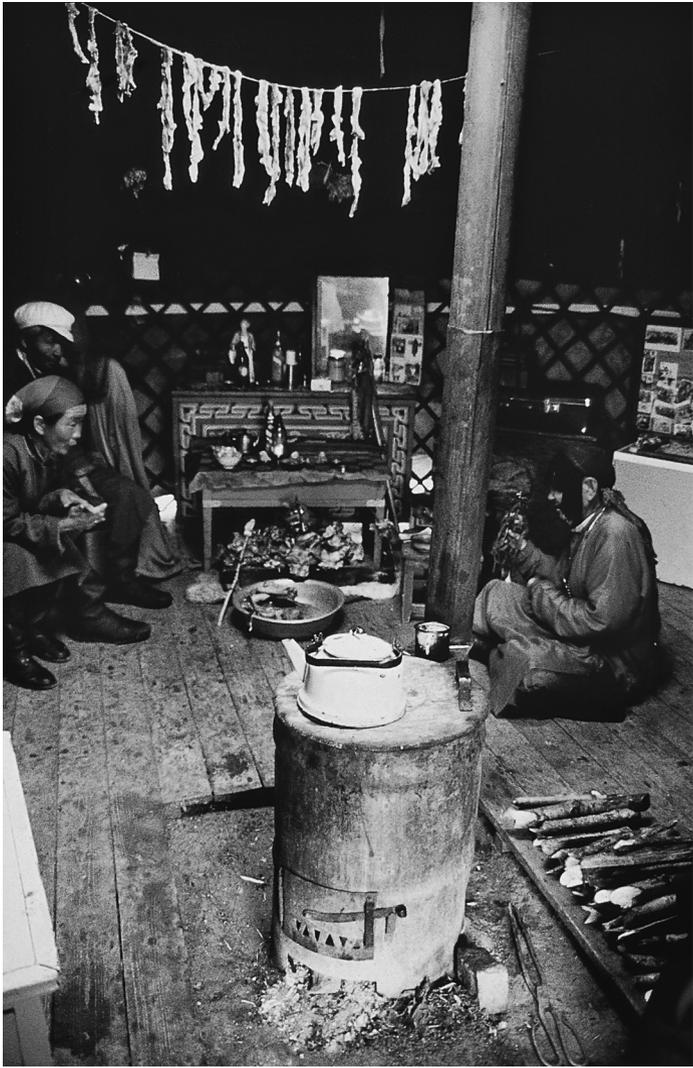


Herr des schwarzen Himmels



Amélie Schenk

Herr des
schwarzen Himmels

*Zeren Baawai –
Schamane der Mongolei*

HANS-NIETSCH-VERLAG

Copyright © 2009 by Amelie Schenk
Alle Rechte vorbehalten.

Covergestaltung: Kurt Liebig
Innenlayout und Satz: Hans-Jürgen Maurer

Hans-Nietsch-Verlag
Postfach 228
79002 Freiburg

info@nietsch.de
www.nietsch.de

ISBN 978-3-939570-63-9

INHALT

Vorwort	7
1 Eine eklig harte Nuss	9
2 Sich die Welt erzählen	17
3 Ich gelber Hund mit weißem Schwanz	23
4 Das erste Mal auf dem Vaterbaum	33
5 Weder mit leerem noch mit zweifach gestopftem Magen	39
6 Von Himmel und Meer geboren	51
7 Wenn die Zeit gekommen sein wird	63
8 Was genommen wird, wird zurückgegeben	71
9 Die Bezwingung der Seele	77
10 So kahl und bunt, wie sie uns hielten	89
11 Diese paar kopflosen, beschnittenen Böö	99
12 Die schwarze Seele, die wacht	111
13 Wie der Morgentau – irgendwann verflogen	123

14	Die Reise zum Heldenhaften Weißen Kaiser	135
15	Churaj! Churaj! Churaj!	149
16	Der falsche und der richtige Dschamsran	157
17	Warum die Münder mit meinem Hammel stopfen?	163
18	Am Anfang war der Fluch-Schwarze Widerspenstige Himmel	169
19	Bring Felsen zum Stöhnen und die Wasser zum Schäumen	183
20	Die weißen und schwarzen Dinger	193
21	Wessen Geister sind es nun?	201
22	Wilder, heißer, gelber Mandschilai	207
23	Der Sprung in den Baum	223
24	Wenn der Weiße Alte millionenfach kommt	233
25	Jeder Tag hat seinen Himmel	243
26	Das Herz ist der Khan des Menschen	253
27	Wir rücken Steine, brechen Felsen, töten Tiere, fällen Bäume	261
	Glossar	270

Vorwort

Das Schamanische liebt es, sich zu verbergen, lässt sich der berühmte Satz Heraklits abwandeln, der die in allem waltende Natur als etwas begreift, das nie offen zu Tage tritt. So die eine Seite. Die andere aber ist: Die Wirklichkeit birgt das wahre Wesen, indem sie es umhüllt, bekörpert. Durchdringe sie!

Zwiespältig also ist das Schamanische. Welchen Weg du auch wählst, du wanderst zwischen Schein und Sein. Es gibt nicht nur ein Entweder-oder. Wenn schon, dann zumindest dreierlei: ein Entweder, ein Und sowie ein Oder.

So wenig gesichert der Weg, so wenig eindeutig ist sein Ende. In weiter Ferne, in nordöstlicher Richtung, im Reich am Rande der Welt... singen die Schamanen. Da wohnt es.

Und vielleicht ist es wirklich so. Nur auf den Weg begeben musst du dich. Allein bei dir selbst sitzend – wie willst du es er-fahren? Nicht wie, dass du aufbrichst, zählt. Nicht wie, dass du reist, zählt. Nicht wie, dass du ankommst, zählt. Und dabei alles er-schauen, er-hören, durch-leben, aus-stehen, er-leiden, was ist und noch kommen mag. Durch dich hindurch in die Welt und durch die Welt hindurch in dich, das ist der Weg.

Ein Wegbegleiter hierbei könnte dieses Buch sein, zeitweilig womöglich, aber auch nur, wenn nötig. Oder ist es nur mehr ein Stein am Wegesrand, ein behaglicher Ruheplatz? Nichts weiter. Oder ein Meilenstein, eine Markierung auf dem Weg zum Rande der Welt, zur nächtlichen Seite des Lebens, zum dämrig-dunstigen Anbeginn von Raum und Zeit, zum großen Unaus-sprechlichen, zur Scheide zwischen Tag und Nacht, zu dem Land, in dem Himmel und Herde einander berühren.

Reisen musst du allein, so karg, so arg der Weg auch sein mag.

Ohnehin ist das Schamanische nichts Gesichertes. Und obendrein leicht etwas zum Ver-Rücktwerden. Kein Buch, auch dieses hier nicht, kann dir verraten, was den rätselhaften Zauber dabei ausmacht und wie du ihm ent-

kommen kannst. Bestenfalls stößt es dir eine Seitentür ins Reich der Schamanen auf.

Dieses Buch ist kein geschlossenes Werk mit allgemein gültigen Aussagen, ist kein Lehrbuch des Schamanischen, ist weder wissenschaftlich fundiert noch lehrmeisterlich. Der Stoff, aus dem es gemacht ist – Teil auch meiner Geschichte. Sie handelt von der unendlichen Suche nach dem Schamanischen, dessen Sinn nicht nur in der Welt, sondern irgendwo auch außerhalb zu liegen scheint.

Eine eklig harte Nuss

Tja, du siehst, ich schamane immer noch. Was sollte ich auch sonst machen?, wirft mir Zeren Baawai verschmitzt zu, windet sich aus der Schafopferzeremonie, die im Gange ist, heraus und mir flugs entgegen, beriecht mich laut hörbar an der Stirn. Ich komme wie aus dem Nichts. Diesmal ist mir das Gerücht, das Steppen und Senken und des Himmels Weiten überfliegt, nicht vorausgeeilt. – Meine Amélie! Oh, wie gut, du bist gekommen! – Das klingt ganz nach Erleichterung, ohne dass ich erahne, warum ihm danach ist. Wie, wenn es nun doch ermüdend wäre, zu leben und schamanen zu müssen? Aber ich bin für seine Launen wie für die Wetterlagen in der Mongolensteppe bereit. Das Hell-Sanfte, die mild-gütige Väterlichkeit kann schlagartig umschlagen in wild-wütendes Schimpfen und Toben. Ungeachtet unserer kleinen Begrüßungsliebelei gehen die Geschäfte weiter, Baatar und der blinde Dschawchlan, beides Zeren-Schüler, trommeln und singen weiter. Baawai entschuldigt sich und schlüpft zurück in die Schamanenrolle. Manch Volk, auch aus Ulaanbaatar, ist versammelt. Etwas mutet anders an als all die Jahre zuvor. Nein, der Tempel im Zentrum des Talkreuzes ist es nicht, der schon lange erdacht und geplant, nun endlich fast fertig gestellt, obgleich dem Nomadischen hier artfremd, sehr leicht und elegant entworfen mitten in der Steppe steht. Nein, der achteckige Bretterpavillon ist es auch nicht, der, einer Jurte modern und zweckmäßig nachempfunden, jetzt zum Schamanen dient und in dem wir uns befinden.

Es ist trockenheiß, der flirrend-surrende späte Nachmittag eines Hochsommers, der zur Neige geht. Nach langen Monaten bin ich wieder nach Bajan Uul gekommen, nach Charchiraagiin Ech. Ich bin gekommen, um neue Geschichten zu hören, mehr zu sehen. Meine Lehrzeit ist noch nicht zu Ende. Und so bin ich voller Erwartung.

Nicht lange, und Baawai stellt mich vor: denen vor allem, die mich noch

nicht kennen; die meisten aber wissen schon, wenn auch einige nur vom Hörensagen, wer diese weißgesichtige und gelbköpfige, hochgewachsene Frau Doktor ist, die ich sein soll. Und er wählt den nötigen Unterton, der den Leuten Ehrfurcht und Bewunderung abverlangt: Ich sei noch frisch und jung in seinen Augen – seht doch selbst? – und hätte zur günstigen Stunde, unmittelbar an der Wende der Geschichte, als eine düstere, den Geist erniedrigende Epoche zu Ende ging, seine Welt betreten. Nun werde das Schamanische wieder aufblühen. Und ich sei wie bestellt: gekommen und geblieben. Ich hätte gesehen und gehört, wofür keiner in diesem Land Geduld und Muße aufbringe. So gehöre ich eben dazu.

Und weiter: All das, was ich unserer Amélie erzähle, was ich ihr zeige, wird bei ihr bleiben. Und sie wird es festhalten für mich, der ich nicht die Kraft und die Gabe habe, ein Buch zu schreiben. Ich werde alt und vielleicht bald abberufen. Deshalb möchte ich etwas hinterlassen. Mein Schamanentempel, meine Schüler und womöglich dieses Buch werden die Spuren sein, die ich hier für die Nachfahren zurücklasse.

So spricht Zeren Baawai im Sommer des Jahres 1999. Es ist sein Vermächtnis für die Kommenden, für die Suchenden, für die Welt der Burjaten, aber auch für die draußen, in der großen, namenlosen Ferne, die immer noch taub ist, blind und dumpf gegenüber den kleinen Völkern. Zeren Baawai steht für die Schamanen auch andernorts und bezeugt durch sein Dasein eine einfache Tatsache: Es gibt die geistige Welt. Dies steht im Gegensatz zu uns, die wir so leben, als gäbe es keinen geistigen Untergrund, mehr noch: nicht die Beiseltheit der Natur. Es ist auch bei ihm so, wie Platon es sagt: Der Geist baut den Körper. Und es gibt eine Seele. Die ist so wirklich wie der Körper selbst. Und es gibt eine allem innewohnende Urkraft, seit Anbeginn der Zeit, die sich nährt vom Keim der Erinnerung an die Erschaffung der Welt. Das ist jene Energie, die alles, was ist, ersann, einst formte und belebte. Und immer noch lebt die mythische Zeit der Ahnen, der grauen Vorzeit in den Menschen. Davon zehren sie, wenn sie eins sein wollen mit sich. Sie ist ihnen Nahrung wie das tägliche Hammelfleisch und der geliebte heiße Milchtee.

Bis es aber so weit ist, dass wir Vertrauen zueinander fassen und der Plan zum Buch heranreift, vergeht Zeit., sagte ich anfangs über Zeren Baawai, den großen Schamanen. Das war meine Antwort. Er wollte mich nicht empfangen an jenem Hochsommertag des Jahres 1991. Obwohl er dastand, weniger als zehn

Schritte entfernt, kernig-kräftig und, wie mir schien, in bester Streitlaune. Da bockte ich erst recht, wie zu Kindszeiten, als mir Dinge verwehrt wurden, und ich spürte, je mehr ich in Rage geriet, eine wachsende heimliche Lust an der Toberei, die mich nun richtig überkochen ließ. Kein Wort wog ich mehr ab, platzte und polterte frech mit allem heraus. Und all das wurde zur Belustigung der auf Neuigkeiten und Aufsehen erregende Dinge so erpichten Nomaden, die uns inzwischen eingekreist hatten, auch noch Wort für Wort, Silbe für Silbe übersetzt.

Was war geschehen? Im Sommer 1991 war ich zum zweiten Mal zu den Burjaten der nordöstlichen Mongolei gekommen, um ihren großen Schamanen zu treffen. Das Jahr zuvor war ich mit einer Sänger- und Musikergruppe des Nationaltheaters aus Ulaanbaatar, der mongolischen Hauptstadt, auf dem Land unterwegs. Eine der vielen Gewerkschaftsorganisationen betreute uns. Ich hatte allen einen Floh ins Ohr gesetzt: Passt mal auf, ich möchte auf Schamanen treffen, schaut euch um, hört euch um! Endlich waren wir unterwegs. Wir hatten gleich zu Beginn der Tournee vier Tage in Tschoi-balsan festgesessen, weil sich kein Vehikel, nicht einmal ein Lastwagen, fand, um uns in die kleinen Theater auf dem Land und zu den Genossenschaften zu bringen. Wo die Truppe auftrat, kam immer viel Volk, zu Fuß, zu Pferd, zusammen, und wir erkundigten uns und sammelten, was man uns erzählte. Obwohl – die Leute waren noch scheu. Oder mundfaul? Die Mongolei hatte gerade erst den Kommunismus bei den ersten freien Wahlen im Land abgewählt, und was nun kommen würde, daran wagte man fernab der Städte und Ansiedlungen unter den Nomaden nicht so recht zu denken. Ich erinnere mich an heftigste Auseinandersetzungen über das Für und Wider der neuen Zeit, von der man nicht wusste, was sie bedeutete. Nur: Das Alte sollte nicht mehr gelten. Und so viel war gewiss: Die Rede- und Meinungsfreiheit wurde schon ausgekostet, wurde einhellig begrüßt. Die Künstler waren freizügig, die Gewerkschaftsvertreter eher zögerlich.

Mir schien, als würden wir den Schamanen näher kommen. Das war in Bajan Dung. Alle hielten die Ohren offen. Sergelen lag hinter uns, Bajan Uul vor uns. Dann kam die Nachricht: Unweit – das hieß, nur knapp 100 Kilometer entfernt – wohnt ein Schamane von einiger Bedeutung.

Erst aber machten wir noch Station in Bajan Uul. Meine liebe Freundin Chorolsüren, eine mehrfach ausgezeichnete Sängerin, ein richtiger Star in der Mongolei, nahm mich mit in das neue Kloster am Ort. Das war eine

dürftig, aber liebevoll ausgestattete Jurte. So stellte ich mir die allerersten Klöster in der Mongolei vor, mit den Nomaden umherziehend. Drei alte Männer waren da. Dschamjan, der gut Siebzigjährige, Nawaandschamz, fast neunzig, und der jüngste der drei Alten, an dessen Namen und Alter ich mich nicht mehr erinnere. Sie waren die neuen alten Mönche. Hatten die Aufbruchstimmung verspürt, die Kenntnisse und den Mut gehabt für die Klostergründung. Sie standen für den Neubeginn des Buddhismus überall in der Mongolei. An vielen Orten, die ich später, in diesem Jahr und im darauf folgenden, besuchte, hieß es: Kommen Sie, besuchen Sie unser Kloster, es ist gerade aufgemacht worden. Oder: Es ist drei Tage alt, vier Wochen. Die drei Alten in Bajan Uul lasen einen Text für uns, die Trommel, eine Glocke waren da, das Notwendigste. Die Zuversicht der alten Menschen war ansteckend. Ich freute mich mit ihnen. Und wir erzählten uns einiges. Dass wir uns etwas zu sagen hatten, merkten wir bald. Ich war die Erste aus dem Westen, die nun, kurz nachdem man gehört hatte, es würde sich eine neue Zeit anbahnen, gekommen war. Bislang waren die Ausländer vor allem Russen gewesen. Doch jäh wurden Frieden und Freude unterbrochen. Das alte Regiment war plötzlich wieder sehr gegenwärtig, verbot uns das Wort und drängte zum Aufbruch. Der Eindringling war der Parteisekretär des Bezirks.

Dieser Mensch wich nun nicht mehr von unserer Seite. Er war es, der ein Auto besaß, eben das des Chefs, er war ortskundig, also derjenige, den wir einweihen mussten. Wir wollten zu dem Schamanen, der außerhalb wohnte.

Die Truppe spielte: Chorolsüren und besonders ihre Tochter OjunErdene sangen wunderschön an diesem Spätnachmittag. Und da wir alle ausgeruht waren, beschlossen wir, gleich nach dem Konzert aufzubrechen und in den Abend hineinzufahren. Ohnehin wird es in den Sommermonaten nicht so schnell dunkel. Und wer sorgt sich hier schon wegen eines Nachtlagers. Die Steppe ist so gut wie ein Bett.

Der Weg führte gen Süden. Auf halber Strecke passierten wir einen Pass, einen kaum als solchen erkennbaren zwar, aber einen für unseren Schamanen wichtigen. Wir hielten. Alles stieg aus und opferte dem Owoo von dem, was man hatte: Bonbons, Kekse, Aaruul und auch Wodka, von dem jeder einen Schluck zu sich nahm. Dreimaliges Umrunden im Sonnensinn gehörte dazu. Aus den Wolkenbergen im schwarz bedrängten Westen zuckten erste Blitze. Die Gewitterwand schob sich uns unaufhaltsam entgegen.

Vereinzelte fielen dicke Tropfen. Weiter ging die Fahrt, voraus der Parteichef in einem russischen Jeep, dann wir in einem geländegängigen Gefährt, einem Kleinbus auf Hochrädern, wie gemacht, um Flüsse und Sümpfe zu durchqueren, von einem Kleinlaster fürs Gepäck und die Instrumente gefolgt. Bald schon trommelte der Regen auf uns nieder. Tage zuvor hatte es bereits unmäßig geschüttet, die Steppe war davon immer noch aufgeweicht und vielerorts morastig. Ich begriff rasch: Dieses Mal zumindest würden wir nicht in der Gunst des Himmels stehen.

Aber im Moment verschwendete keiner von uns auch nur einen Gedanken an etwas, das uns hätte hinderlich sein können. Zu ausgelassen waren wir, in froher Erwartung. Unter dem sozialistischen Regime hatte keiner der Künstler je einen Schamanen erlebt. Und jetzt sollte es so weit sein.

Unsere kleine Wagenkolonne bog von der alten Heerstraße Richtung Westen ab. Nur noch wenige Kilometer, merkte einer an, und wir seien am Ziel. Die Nacht senkte sich mit schwarzem Regen hernieder. Da stoppte die Kolonne. Weiter vorne flogen Stimmen hin und her, Taschenlampen wurden geschwenkt, vermutlich eine sumpfige Stelle. Abwarten, schön warten, wie es immer heißt. Doch nichts half. Der Parteichef pochte schließlich von außen an unsere Tür und rief: Ein überquellender Flusslauf mit schlammigem Grund liegt auf unserem Weg. Es hat keinen Sinn, wir müssen kehrtmachen. Mir war, als läge Genugtuung in seiner Stimme. Sich ohne Auftrag, Genehmigung und dem sonst üblichen Procedere zu einem Schamanen aufmachen. Das hatte es doch noch nie gegeben! Während er sprach, schauten alle auf mich, als ob ich etwas dagegen zu sagen hätte, gar ändern könnte.

Mein Geist, der stets etwas will, unstedt ist, vorwärts drängt, war längst mürbe geworden. Wir alle mussten uns in die Verhältnisse schicken. Und so beschlossen wir, zu einer Nomadenfamilie weiterzufahren, die uns eingeladen hatte, die Nacht bei sich zu verbringen.

Daraus entwickelte sich ein Gelage, das bis zum Morgen dauerte. Es gab Wodka, reichlich Zigaretten, Hammelfleischsuppe, noch mehr Wodka, ein Musiker spielte die pferdeköpfige Geige, Chorolsüren sang, worauf es erst recht noch mehr Wodka gab, Aaruul, den luftgetrockneten Quark zum Knabbern, noch mehr Wodka, noch mehr Lieder, Tränen und wieder Wodka, Reden wurden gehalten, die neue Zeit be- und zerredet, woraufhin erst recht ordentlich Wodka getrunken wurde. Ich tat, was alle taten: trank, sang, aß reichlich; hatte aber letztlich nur den verpassten Schamanen im Sinn. Der alte

Dschamjan, Schwiegervater des Parteisekretärs und später einer meiner treuesten Helfer und Ratgeber in all den Jahren unter den Burjaten, nahm sich meiner an. Meine Enttäuschung hatte ich nicht verbergen können. So kam es, dass wir lange nach Mitternacht zu dritt in unserem Kleinbus saßen und uns unterhielten; die Dritte war eine Übersetzerin der Gewerkschaft. Dschamjan erzählte bereitwillig das wenige, das er von Zeren wusste. Noch nicht lange sei es her, dass er des Schamanens wegen angeklagt worden sei. Er, Dschamjan, sei als Volksvertreter zu der Verhandlung vorgeladen worden. Die Gefängnisstrafe sei nicht von ihm abzuwenden gewesen. Aber er sei frühzeitig entlassen worden, wegen guter Führung. Ich prägte mir alles gut ein, so gut, wie es übermüdet und vom Wodka beschwipst eben ging.

Die nächtens erzählten Bilder setzten sich fest. Ein Jahr zehrte ich davon. So auch vom würzigen Geruch der Steppengräser, der ins Gemüt drängenden und es überflutenden Weite des Graslandes und dem hohen, oft unwirklich blauen Himmel. Vor allem aber von der von Herzen kommenden Wärme, der freudvollen Harmlosigkeit der Nomaden. Obendrein bin ich zäh, jemand, der auf seine Zeit und sein Opfer geduldig warten kann.

Dieses Mal hatte ich einen eigenen Wagen. Der Gewerkschaftsvertreter Batsüch hatte mir im Aimak-Zentrum einen russischen Jeep besorgt. Und er kam selbst mit – eine Geste der Gastfreundschaft. Zeren war mein Ziel. Ich war voll heller Erwartungen.

Umso größer dann die Enttäuschung über seine Sturbockigkeit, seine Übellaunigkeit. Ich tobte noch ein wenig zurück, zunächst durchaus auftrumpfend, bald aber schon selbstvergessen, halbwegs gebrochen. Zwischen uns war ein tiefer Graben. Stur gegen stur, der Bock gegen die Zicke! – Solche Typen kenne ich, beschimpfte er den Gewerkschaftsmenschen, die haben uns jahrelang bespitzelt, und nun wollen sie auf lieb Kind machen. Nein, ich bin für nichts zu haben. – Meinte er mich? Ich fand das alles ziemlich ungerrecht. Ich war ja nicht Teil des alten Regimes. Doch den Trotzkopf störte nichts: Und auf einer Briefmarke möchte ich nicht abgebildet sein eines Tages. Ich nicht!

Mittlerweile – wir schreiben das Jahr 1999 – ist es anders gekommen. In einem Werbefilm für die Mongolei, den die mongolische Fluggesellschaft auf ihren Auslandsflügen zeigt, ist eine Sequenz mit unserem Schamanen Zeren zu sehen. Er steht für das Urtümlich-Geheimnisvolle, die schamanische Urkraft des Landes, und wirbt dafür, ohne dass er je darum gebeten, geschweige denn

dafür entlohnt worden wäre. Statt als Briefmarke von hinten beleckt zu werden, nun dieses Kinospektakel in der Luft.

So ungestüm, wie alles anfang, mit Blitz und Donner und einem Himmel, der sich entleerte, einem unpassierbaren Sumpf, der zwischen uns lag, und dann den feurigen Wortgeschützen, die hin und herflogen, glaubte ich mich an einem Punkt ohne Wiederkehr, ohne Regeln und Anstand. Da kam die Wende: Eine große Stille trat ein. Zeren Baawai ließ einen Filz holen und ausbreiten und lud mich ein, darauf Platz zu nehmen.

Vielleicht war das meine Aufnahmeprüfung. Die bringt uns heute noch zum Lachen. Manchmal schäme ich mich ein wenig bei dem Gedanken an meine Unverschämtheit von damals. Dann aber überwiegt die Überzeugung: Ich war ganz in mir selbst und echt. Und diese Echtheit entwaffnet offenbar auch einen großen Schamanen. Mir ist, als hätte ich damals eine Tür aufgestoßen, die womöglich nur angelehnt war und seitdem nicht mehr zugefallen ist.

Ja, so sind wir schließlich zu diesem Buch gekommen. Aber vergiss nicht, mahnt mich Zeren, unseren Lesern auch von der harten Nuss zu erzählen, die ich sein soll! Das können die Leute ruhig gleich zu Anfang wissen.



Sich die Welt erzählen

Im Osten der großen, grasbewachsenen Ebenen der nördlichen Mongolei herrscht eine andere Zeit. Das Steppenland prägt die Menschen. Karge Weite, hoher Himmel, Menschenleere, gewaltige Natur machen ehrfürchtig. Dann die neue wirtschaftliche Unberechenbarkeit, das ehemalige sowjetrussische Uranwerk in Mardai, Goldschürfer und Glückssucher, Klein- und Kleinstunternehmer, die Hirtennomaden und ihr Vieh, Lamas, Wahrsager, Heiler und ihre Medizinen, eine tüchtige Portion Gut- und Wundergläubigkeit. Die Hauptstadt ist fern, Technik selten, und das nomadische Herz erträumt sich so manches. Wunderheiliges geschieht häufig, und Geschichten werden erzählt und weitergetragen, von denen man nicht so recht zu sagen weiß: Gab es ihre Helden und Heldinnen? Leben sie noch, können sie das Gesagte bezeugen? Oder entspringen sie dem Augenblick zwischen Träumen, Wachen und Wünschen? Sind sie Kopfgeburten einer längst vergangenen Epoche, die, in Mutmaßungen und Gerüchten aufgegangen, auch eine Art von Geschichtsschreibung ausmachen?

Vom Rande der Zivilisation aus betrachtet, nimmt sich die Welt ohnehin ganz anders aus. Das Leben der kleinen Völker unterscheidet sich grundlegend von dem der Sesshaften in den städtischen Kulturen mit ihren Fluten von Bildern und Wörtern, ihrem Geticke, Gebrumme und Gebraus, ihrer Schwindel erregenden Geschwindigkeit, ihrer Terminhast und einem Freizeitkult, der längst zu weiterer Arbeit geworden ist. Dazu die Völlerei und das Fett des Geldes. Vom Rand aus gesehen stopfen wir uns voll, leben viel zu schnell und gehen auf den grauen Tag des Nichts zu.

Zweifellos, auch die kleinen Völker sind in ihrer Existenz bedroht, so wie die vom Aussterben bedrohten Pflanzen und Tiere. Die nomadischen Burjaten bilden da keine Ausnahme. Auch wenn sie sich ein Wissen von inneren Kräften, von der Seele, dem Jenseits und den Geistern bewahrt haben, das sie

eigentlich schützen sollte. Ihr Dasein mit der und nicht gegen die Natur, erzwungen durch die geographische Lage und den geringen Bestand an technischen Mitteln, zeugt von tiefer Achtung für alle Lebensformen. Sie besitzen einen Schatz an Wissen, allen voran die Schamanen und Heiler, der womöglich noch kostbarer ist als die Rohstoffe dieser Welt. Diesen Schatz gilt es zu hüten und zu pflegen – für die Menschheit. Jetzt!

Einverstanden, sagt der vernunftgläubige Mensch des Westens, gibt sich patriarchalisch, protektionistisch und meint zu wissen, wovon die Rede ist. Ja, und er kann sich durchaus gutherzig und echt mitempfindend den kleinen Völkern zuwenden. Aber sein Verständnis und seine Fürsorglichkeit reichen nur so weit, wie sein Wunschdenken bestätigt wird. Seht nur: Die einsame weiße Jurte mit dem aufsteigenden Rauchfaden in der Morgendämmerung in der menschenleeren Weite der Steppe! Die kleinen Völker stehen für die andere, einfache, weniger sorgenvolle, eben glückselige Existenz. Welch ein Aufschrei, wenn der Reiternomade plötzlich mit einem hässlichen alten Gefährt wie einem zerbeulten, klapprigen Wolga daherkommt. Wenn Elektroleitungen die Steppe durchschneiden. Wenn ein dröhnender Stromerzeuger einen Fernseher antreibt. Wenn die Jurte statt des jahrhundertlang bewährten Filzes plötzlich einen grellgelben Plastiküberzug hat. Wenn Schiebermützen, Zeichen der USA-Freundlichkeit, die Fotografie einer Nomadenszene der Echtheit, sprich: der Idylle, berauben. Aber was es heißt, weiterhin als Nomade wie die Vorfahren in der Jurte, auf den Weiden und mit den Tieren zu leben und jetzt den Einbruch der die alte Gemächlichkeit und Gelassenheit niederwalzenden Neuzeit durchzustehen – Hand aufs Herz, wer von uns kann das schon nachempfinden?

Schon regt sich leise das Mitleid angesichts des unabwendbaren Niedergangs des Nomadentums. Was hilft es? Irgendwann erwacht in uns die rauschhafte Bewunderung der hehren, wilden Weite des Nomadenlandes und die Gier nach Gesundheit unter den Schamanen und Heilern, den Wissenden der Urzeit. Bei ihnen suchen und finden, was bei uns verloren, vergessen, verkommen zu sein scheint, lautet der Wahlspruch. Deshalb sind Schamanen gegenwärtig in Mode. Aber gerade diese Haltung trägt dazu bei, die Menschen ihres kulturellen Selbstverständnisses zu berauben. Die geistige Vereinnahmung ist eine neue Form der Kolonisierung, die Hand in Hand mit Ausbeutung geht. Und dort, wo Entwurzelte und Nachahmer des westlichen Lebensstils ihre eigene Kultur entwerten, fortwerfen oder in Form ihrer

Kultobjekte verschachern, kommen erst recht geistiger und materieller Kulturraub zusammen.

In dieser Zeit, am Rande der zivilisierten Welt, an der Grenze zwischen Gestern und Morgen lebt Zeren Baawai. Seine Heimat ist auch die eines legendären Urahns: Dschingis Khan. Dessen Urahnen wiederum, so heißt es am Anfang der Geheimen Geschichte der Mongolen, sind ein vom Himmel erzeugter grauer Wolf und eine falbe Hirschkuh. Der Jäger, Hirte und Sammler, der reitende Feldherr und Herrscher über Länder und Völker, das Glanzlicht der Steppe ist durch die Kraft des Himmels begünstigt, bestimmt zu herrschen und verbunden mit den Geistern, wie die Schamanen seit Anbeginn. Der Name des einstigen großen Einigers der mongolischen Stämme und Begründers des größten Reiches der Menschheitsgeschichte, der zur Zeit unserer Ritter und Raubritter herrschte, lässt die Augen der Einheimischen glänzen und ihre Stimmen erzittern. Während er für die Besiegten ein Furcht einflößender Schlächter war, sehen seine Nachfahren in ihm einen weisen, umsichtigen, tapferen und tatkräftigen Herrscher, der immer menschlich blieb in seinem Umgang. Sein schamanisches Wissen trägt wesentlich zu seinem Nimbus bei. Er ist ein Mysterium. Sagenumwoben wie das Land. Aber er muss auch erhalten für immer wieder aufflammende Phantasien von einem panmongolischen Reich.

Hier, im äußersten Osten, begann, ehe der Zweite Weltkrieg in Europa ausbrach, der Krieg der Mongolen gegen die Japaner in Chalchyn Gol. Das war im Mai 1939. Die vereinigten sowjetrussischen und mongolischen Truppen schlugen die Japaner zurück. Diese Schlacht lebt immer noch in den Köpfen der Kriegsveteranen. Chalchyn Gol, da tranken wir, da wir kein Trinkwasser hatten, die Pfützen, die sich im Sand gebildet hatten, leer, erzählt ein alter Krieger.

Dort erstreckt sich auch die handtellerflache Hochsteppe Menegiin Tal. Wildes Land zum Wundern. Eine Landschaft, die einen ertrinken lässt in Unermesslichkeit. Die Antilopen, zu zigtausenden, die dort wandern, machen ihren Geist aus. Kommt die Förderung der hier vermuteten beachtlichen Erdölvorkommen mit Hilfe von ausländischem Kapital erst richtig in Gang und vervielfachen sich die Abbaustätten von Bodenschätzen, werden sich die Geister bald verflüchtigen.

Die Berge und Felsen, die Quellen, Seen und Tümpel, die Flussläufe sind mit Geschichten verbunden. Die Namen zeugen davon. Reich an Bergen,

Bajan Uul, heißt die Gegend, in der Zeren Baawai wohnt. Hügelkette reiht sich an Hügelkette, nach Norden hin bewaldet und überreich an Beerenfrüchten, nach Süden hin mehr und mehr karge Steppe, unterbrochen von Salzpflanzen und Sümpfen. In manch wildem, entlegenem Tal gibt es Kräuter, die der Volksmedizin dienen.

Immer noch ziehen Kamele, aber auch Ochsen und Pferde die Karren, mit denen umgezogen oder die Wolle zur Umschlagstelle gebracht wird. Nicht jeder Fleck in der Mongolei ist eine Kamelecke. Das Benzin kann zu manchen Zeiten rar sein auf dem Lande, so besinnt man sich auf die Zugtiere. Die Pferde Dornods lobt man als Renner landesweit. Trotz der geliebten Pferde gibt es keine Stutenmilch wie sonst vielerorts. Nur in vereinzelt Jurten, und dort leben zugewanderte, fremde Menschen aus der Zentralmongolei, die auf die Gewinnung von vergorener Stutenmilch nicht verzichten wollen. Solches und Ähnliches erzählte man mir gleich zu Beginn meiner ersten Reise nach Dornod.

Inzwischen verbinden mich viele Tage und Nächte mit diesem Land und seinen Leuten, dazu viele Geschichten, die ich gehört habe und die mir hinreichend Beweis dafür sind, dass das Erzählen immer noch eine lebendige Tradition ist. Und das in einem Land, das sich dem schnellen Wandel, der mit der Hinwendung zum Westen und zur Marktwirtschaft kam, nicht entziehen kann, diesen Wandel in mancher Hinsicht geradezu herbeibeschwört, herbeisehnt, da er einige sogar schon richtig reich gemacht hat.

Von der Nomadenwelt im Kleinen, die dennoch Teil der großen Welt ist, von dem Leben eines Schamanen und dem, was ihn umgibt, so, wie es sich mir gezeigt hat, handelt dieses Buch; von den kleinen und großen Ereignissen in dieser Ecke der Mongolei, den Weisheiten und Dummheiten, den Banalitäten und den Kuriositäten, dem Wunderlichen und dem Haarsträubenden, der Liebe und dem Tod, der Geschichtsschreibung auf Nomadisch und der Zukunftsschau auf Schamanisch, dem Wissen und dem notdürftig Zusammengeimten, dem bunt nomadischen Leben und seinen Schattenseiten. Ein Flickenteppich? Wo es zu seicht ist, mag einer schmunzeln, wo es zu abgehoben ist, mag ein anderer die Mundwinkel verziehen. Vor allem aber wird, eingebettet in all das, ein Schamane porträtiert: Tschoidschiliin Zeren Baawai. Jedoch nicht vollständig, nicht abschließend. Ein Schamane – Zeren Baawai ohnehin – ist ein Mensch, der schwer zu fassen ist. Worte reichen oft nicht hin. Was bleibt? – Leben und leiden wir, freuen wir uns und feiern wir mit ihm wenigstens die Lesezeit eines Buches lang.

Ich bin nur Auge, Ohr und Nase, habe Poren. Ich gebe wieder, was durch mich hindurchgeflossen ist, was mich erreichte, anging, berührte. Gelegentlich habe ich es verschönert, gelegentlich ist es roh und ungeschlachtet. Eine Garantie für Authentizität gibt es nicht, eine für Wahrheit ebenso wenig. Ich präsentiere Bruchstücke einer Lebensart am Horizont, bin nur Chronistin auf Zeit, ohne Anspruch auf Vollständigkeit.

Wer nun glaubt, im Text Widersprüche und Ungereimtheiten nachweisen zu müssen, zudem historisch Nichthaltbares, Fabuliertes und achtlos Dahingeplaudertes, der wird all das finden. Genau das ist unser Programm. Ein erzähltes Buch will es so, es strebt keine Geradlinigkeit und noch weniger eine höhere Ordnung an, kreist ein, umfängt, umhegt Wichtiges wie Unwichtiges gleichermaßen. Es lebt von den Geschichten um den Alltag, den Sorgen und dem Klatsch, dem Halbverdauten und Überhöhten einer Nomadenkultur, aber auch von der Herzlichkeit und Gutmütigkeit wie von den Sticheleien unter den Burjaten. Und der Schamane Zeren steht mittendrin.

Ich stehe daneben, seltener darüber, bin Partei, längst. Die Welt ist, was sie ist. Mit diesen Worten lässt V. S. Naipaul einen seiner Romane beginnen. Und so ist es auch mit der Welt der Schamanen. Sie ist, was sie ist.

Angesteckt vom Geist der anderen Art, habe ich noch einen Wunsch an unsere Leser, den ich von den Traditionalisten – nicht nur dieser entlegenen Weltecke – übernommen habe: Lieben müsst ihr uns nicht, nur versuchen, uns zu verstehen. Kommen müsst ihr nicht, nur wissen, dass es uns gibt.

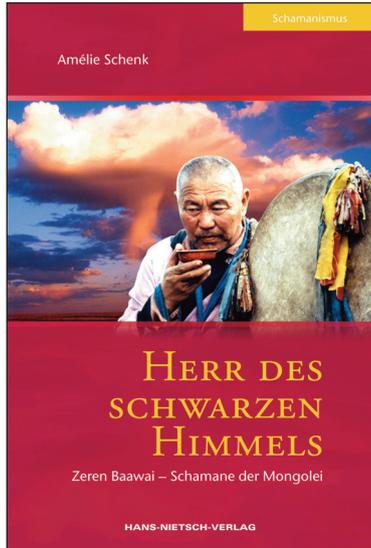


Ich gelber Hund mit weißem Schwanz

Was gibt es schon zu erzählen?, dämpft Zeren meine Wissbegierde. Aus ihm spricht der gealterte Mann, dessen Schicksal es ist, Schamane zu sein, bald sich selbst überlebt zu haben, Geschichte zu werden. Wir lagern im schmalen Schatten der Holzjurte auf einem alten, löchrigen, bekleckerten Filz: Fett, Milch, Suppe, Feuer, Wasser, Staub und Schwarzerde sprechen in ihrer Sprache von den letzten Monaten hier.

Was weiß ich schon? Ich bin jetzt alt. Ich schamane. Das ist mein Leben. Das ist mein Element. Das ist es wohl, was ich am besten kann. Du kennst mich doch. Und mir ist, als könnte ich jetzt wirklich mit dem Himmel sprechen. Er hört mich an. Und ich höre seine Stimme.

Wie es anfang bei mir? Wie ich Schamane wurde? Ich war dreizehn Jahre alt. Es war Herbst. Ich war draußen, nicht weit von der Jurte entfernt. Da war ein Mensch, der im Westen von uns saß und gerade dabei war, sich eine Urga zu schnitzen. In der Ferne sah ich einen Reiter, und siehe da, plötzlich lenkte er sein Pferd in Richtung unseres Ail. Er kam näher und geradewegs auf uns zu. In der Nähe der Jurte stand ein alter Bulle, der sollte kastriert werden. Er war natürlich angebunden. Der Reiter näherte sich dem Bullen und brachte schließlich sein Pferd neben ihm zum Stehen. Aber da konnte ich den Kopf des Reiters schon nicht mehr sehen. Der war so weit oben und reichte bis in den See hinein, der weiter hinten lag. So ein langer Mensch war das! Da war ich sehr verwundert. Und ich dachte: Was ist denn das für ein Mensch da? Ja, den Kopf wollte ich schon sehen, der bis in den See hineinreichte. Dann aber wurde ich gewahr, dass er eine Mistgabel aus Eisen in der Hand hielt und mich damit wie ein Stück Viehmist aufheben wollte. Da wurde ich bewusstlos. Dann – so erzählten sie mir später – habe ich eine eiserne Schüssel mit zwei Henkeln, so eine zum Aschesammeln, in die Hand genommen und angefangen, neben dem alten Bullen zu schamanen. Die Leute haben sich wohl sehr



Amélie Schenk
Herr des schwarzen Himmels
Zeren Baawai – Schamane der Mongolei

Viel ist über Schamanen geschrieben worden, hier kommt selbst einer zu Wort: Zeren Baawai, ein großer Schamane, der nicht nur von seinem eigenen Volk, den Burjaten, sondern in der ganzen Mongolei verehrt wird, hat das geistige Erbe seiner Kultur auch in Zeiten der Unterdrückung bewahrt. Um es für die Nachgeborenen zu erhalten, vertraute er es der Ethnologin Amélie Schenk an und erzählte ihr von seinem Volk, von seinem Land und seinem Leben.

280 Seiten, Broschur • ISBN: 978-3-939570-63-9